

MENSCHEN ERNÄHREN ODER NATUR ERHALTEN?*

von

Holmes Rolston III

Zusammenfassung: Sollten wir versuchen, Menschen zu ernähren, statt die Natur zu erhalten? Die Menschen schätzen viele lohnende Dinge höher ein als die Ernährung von Hungernden: Sie errichten nationale Grenzen gegen die Armen, der Wohlstand ist völlig ungerecht verteilt, explodierende Geburtenraten wiegen Erfolge bei der Linderung von Armut auf, urbar gemachtes Land wirft oft nur wenig Gewinn ab und das dafür gepopferte Ödland ist oft ebensowenig fruchtbar. Dabei mag es um zentrale Werte gehen. Manchmal sollte jedoch die Erhaltung von Natur Vorrang haben.

Summary: Ought one to feed people rather than save nature? People value many worthwhile things over feeding the hungry; they post national boundaries against the poor; there is unjust distribution of wealth; escalating birthrates offset gains in alleviating poverty; there is low productivity on domesticated lands; sacrificed wildlands are often low in productivity; and significant values may be at stake. Sometimes, one ought to save nature.

* * *

Wenn wir wählen müssen, ob wir hungernde Menschen ernähren oder die Natur bewahren, sollten wir zuerst an die Menschen denken. Auf einem Bierglas-Aufkleber ist zu lesen: Hungrige Holzfäller essen Schleiereulen. Dies trifft ein einfaches und eindeutiges ethisches Problem ganz genau, und zwar eines, bei dem der Vorkämpfer des Humanismus aus edelsten moralischen Motiven versucht, den Umweltethiker in die Defensive zu zwingen. Sie würden doch nicht etwa die Äthiopier verhungern lassen, nur um irgendeinen Schmetterling zu retten, nicht wahr?

“Die Menschen stehen im Mittelpunkt der Bemühungen um eine nachhaltige Entwicklung.” Mit diesen Worten beginnt die *Rio Deklaration*. Diese war als *Verfassung für die Erde* gedacht; die Entwicklungsländer interessierten sich jedoch eher dafür, die Bedürfnisse der dort lebenden Armen zu stillen.

* Das englische Original dieses Aufsatzes erschien 1996 unter dem Titel “Feeding People versus Saving Nature?” in der zweiten Auflage des Bandes *World Hunger and Morality*, hg. von William Aiken und Hugh LaFollette, Englewood Cliffs/NJ: Prentice Hall, S.248–267. Deutsche Übersetzung von Otto Neumaier, mit herzlichem Dank an Autor und Verlag für die Abdruckerlaubnis.

Die entwickelten Länder sind reich genug, um sich Sorgen um die Rettung der Natur machen zu können. Die Entwicklungsländer verlangen laut und deutlich den Anthropozentrismus. Diese Menschen, heißt es dort weiter, "haben das Recht auf ein gesundes und produktives Leben in Einklang mit der Natur", aber auch dabei scheint ihnen an ihren Rechten mindestens ebenso viel zu liegen wie an der Sorge für die Natur.¹ Können wir ihnen deshalb irgendwelche Vorwürfe machen?

Wir müssen vorsichtig sein. Vielleicht ist es etwas künstlich, auf derart einfache Weise hungrige Menschen gegen die Natur auszuspielen. Wenn wir von den komplizierten Zusammenhängen, in denen Entscheidungen zu treffen sind, allzu sehr abstrahieren, erhalten wir möglicherweise kein Problem, das sich in Wirklichkeit ernsthaft auswirkt. Wenn wir die Fragestellung allzu sehr vereinfachen, dann entsteht daraus aufgrund der vielen Einschränkungen eine ganz andere Frage. Die gesamte "Gestalt" ergibt die Fragestellung, und die gleiche Frage kann eine ganz andere werden, wenn man sie umgestaltet. Deshalb müssen wir zuerst analysieren, mit welcher Art von Frage wir es allgemein zu tun haben, und uns dann dem spezifischeren Problem von Mensch-gegen-Natur stellen.

Die Menschen gewinnen? Die Natur verliert? Nach eingehender Analyse stellt sich manchmal heraus, daß die Menschen nicht wirklich gewinnen, wenn sie die Natur opfern, die ihr lebenserhaltendes System ist. Die Menschen gewinnen, indem sie die Natur bewahren – und zu den Gewinnern zählen in diesem Fall auch die Armen und Hungrigen. "Eine nachhaltige Entwicklung erfordert, daß der Umweltschutz Bestandteil des Entwicklungsprozesses ist und nicht getrennt von diesem betrachtet werden darf."² Schließlich und endlich setzt die Produktion von Nahrungsmitteln voraus, daß diese in einem hinreichend gesunden Natursystem wachsen, und das saubere Wasser, das die Armen brauchen, ist für Fauna und Flora genauso gut. Die Gewinnung von Reserven bietet den Menschen einen guten Anreiz zur Konservierung. Der Tourismus bietet nicht unbedingt nur den Touristen Vorteile, sondern oft auch den Armen der betreffenden Gegend und ebenso den Wildtieren. Wo auch immer wir können, sollten wir nach Lösungen suchen, bei denen beide Seiten gewinnen. Pragmatisch gesehen sind diese oft die einzigen, bei denen Aussicht auf Erfolg besteht.

-
1. "Erklärung von Rio zu Umwelt und Entwicklung (Rio Deklaration)", Grundsatz 1, in: *Umweltpolitik. Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung im Juni 1992 in Rio de Janeiro. Dokumente*, hg. vom Bundesminister für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, Bonn 1992, S. 45–47, hier: S. 45.
 2. "Rio Deklaration", Grundsatz 4.

Es kommt jedoch immer wieder vor, daß die Natur für die menschliche Entwicklung geopfert wird; dies gilt sogar für die meisten Entwicklungsprojekte. Natürlich kann man nie alles gewährleisten, aber uns erscheint vor allem das als grundlegend und dringend, wodurch Menschen ernährt werden können. Demnach soll die Natur verlieren, während die Menschen gewinnen. Oder gibt es Fälle, in denen zumindest manche Menschen verlieren sollten, damit zumindest manche Elemente der Natur gewinnen? In diesem Beitrag geht es um solche Fälle. Die Frage, die wir zu beantworten haben, lautet also: Ist es jemals gerechtfertigt zu sagen, daß wir die Natur erhalten sollten, statt Menschen zu ernähren?

Zuerst Menschen ernähren? Tun wir das? Sollten wir es tun?

“Zuerst Menschen ernähren!” Das klingt nach Rechtschaffenheit. Auch die *Rio Deklaration* besteht darauf: “Die Beseitigung der Armut als unabdingbare Voraussetzung für eine nachhaltige Entwicklung ist eine Aufgabe von grundlegender Bedeutung, die der Zusammenarbeit aller Staaten und aller Völker bedarf.”³ Im biblischen Gleichnis vom Jüngsten Gericht versammelt Jesus die Gerechten zu seiner Rechten, weil sie den Bedürftigen geholfen haben: “Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben.” Wer aber Hilfe verweigert hat, der wird verdammt (vgl. Mt 25, 31–46). Die Vision des Himmels besteht darin, daß sie “keinen Hunger und keinen Durst mehr leiden” werden (Offb 7, 16), und Jesus lehrt seine Jünger zu beten, daß dies von Gott im Himmel wie auf Erden getan wird: “Gib uns heute unser täglich Brot” (Mt 6, 11). Dies sind also derart grundlegende Werte, daß die Ernährung, wenn es überhaupt eine Ethik geben kann, sicher an oberster Stelle steht.

Tut sie das aber wirklich? Wenn unsere erste Sorge immer wäre, anderen ihr tägliches Brot zu geben, dann hätten die Christen wohl nie eine Orgel oder eine Kirche mit bunten Glasfenstern gebaut; vielmehr hätten sie alles stets den Armen gegeben. In der Bibel ist auch die Geschichte einer Frau zu lesen, die “mit einem Alabastergefäß voll kostbarem, wohlriechendem Öl” zu Jesus kam und dieses “über sein Haar” goß. Als die Jünger klagten: “Wozu diese Verschwendung? Man hätte das Öl teuer verkaufen und das Geld den Armen geben können”, erwidert Jesus: “Sie hat ein gutes Werk getan. Denn die Armen habt ihr immer bei euch, mich aber habt ihr nicht immer” (vgl. Mt 26, 6–11). Zwar müssen wir uns fortwährend um die Armen kümmern, und Jesus

3. “Rio Deklaration”, Grundsatz 5.

hat seine Solidarität mit ihnen hinreichend unter Beweis gestellt; im menschlichen Leben gibt es jedoch auch andere löbliche Dinge – "gute Werke", wie Jesus sagt. Die Armen sind immer da, und wenn wir nichts Wertvolles täten, außer daß wir dafür sorgten, daß es keine Armen mehr gibt, würden wir sonst überhaupt nichts Wertvolles tun.

Es ist unbedingt erforderlich, die Armut zu beseitigen! Ja, aber stellen wir dieses Ideal der nackten Tatsache gegenüber, daß wir alle tagtäglich andere Werte bevorzugen. Jedes Mal, wenn wir unserer Frau (oder unserem Mann) ein Weihnachtsgeschenk kaufen, wenn wir ein Symphoniekonzert besuchen, wenn wir einem Kind den höheren Bildungsweg ermöglichen, wenn wir mit dem neuesten Automodell herumfahren oder die Klimaanlage einschalten, geben wir Geld aus, mit dem wir hätten beitragen können, die Armut zu beseitigen. Meistens entscheiden wir uns, Dinge zu tun, auf die wir mehr Wert legen als darauf, daß wir den Hungrigen zu essen geben.

Darauf könnte ein Ethiker natürlich erwidern: Gut, so liegen eben die Dinge. Aus der Beschreibung eines solchen Verhaltens folgt jedoch keinerlei normatives Sollen. Wir sollten uns nicht so verhalten. Ein derart weit verbreitetes Verhalten, an dem sich so gut wie alle Menschen beteiligen, die sich selbst für moralisch halten, einschließlich der Leserschaft dieses Aufsatzes, ist indes ein triftiger Grund anzunehmen, daß wir nicht nur *de facto* solche Normen haben, sondern auch glauben, daß wir sie haben *sollten*. Freilich halten wir auch Barmherzigkeit für richtig, und wir tadeln jene, die völlig unempfänglich für Pflichten gegenüber anderen sind. Dennoch messen wir Entscheidungen an einer mehr oder weniger fein abgestuften Skala, und wir fühlen uns unschuldig in bezug auf all die anderen Werte, die wir anstreben, wiewohl viele Menschen in anderen Teilen der Welt verhungern.

Wenn wir dafür eintreten wollten, daß immer zuerst die Hungernden zu ernähren sind und daß wir nichts anderes tun dürften, bis der Hunger aller Menschen gestillt ist, so würde dadurch die Zivilisation gelähmt. Die Menschen hätten weder die Schrift erfunden noch Eisen geschmolzen, weder Musik geschrieben noch Flugzeuge erfunden. Weder hätte Platon seine Dialoge geschrieben noch Thomas von Aquin die *Summa Theologica*; Edison hätte ebensowenig die Glühbirne entdeckt wie Einstein die Relativitätstheorie. Wir gehen nicht nur *de facto* verschiedenen ehrenwerten Geschäften nach, während Menschen in unserer Gemeinde oder sonstwo hungern, sondern wir *sollen* das auch tun.

Manche von diesen Aktivitäten tragen in der Folge bei, den Armen zu helfen, doch kann die mögliche Rückwirkung auf die Linderung der Armut nicht die einzige Rechtfertigung für das Verfolgen dieser mannigfachen kulturellen Werte sein. Dies haben wir zu bedenken, wenn wir fragen, ob die

Bewahrung natürlicher Werte manchmal Vorrang genießen sollte. Unsere Moralsysteme lehren uns keineswegs, daß wir zuerst die Armen ernähren sollen: Das wird weder durch die Zehn Gebote noch durch die Goldene Regel vorgeschrieben; Kant sagte nichts dergleichen, und es folgt auch nicht aus dem größtmöglichen Wohl für möglichst viele des Utilitarismus. Die Ausrottung der Armut mag zwar unabdingbar sein, aber deshalb steht sie nicht notwendigerweise immer über allen anderen kulturellen Werten – ebensowenig aber über dem Bewahren natürlicher Werte.

Für Menschen das Sterben wählen

Indes ist Ernährung absolut lebensnotwendig. Eines der Zehn Gebote lautet: "Du sollst nicht töten!" Jemanden zu töten, ist ein Übel; gleich danach kommt jedoch, wenn man jemandem die Mittel zum Lebensunterhalt entzieht. Ist die Rettung von Natur, durch die Menschen am Jagen, Ernten oder Urbarmachen gehindert werden, die den Ertrag jenes Landes benötigen, um ihren Hunger zu stillen, nicht gleichbedeutend mit Mord? Gewiß sollte man nicht für jemand anderen entscheiden, daß er sterben muß, schon gar nicht für einen Unschuldigen, der lediglich versucht, etwas zu essen zu bekommen; jeder hat das Recht zu leben. Wenn wir Hungrige aussperren, entscheiden wir, daß diese Menschen sterben müssen. Das kann nicht recht sein.

Oder kann es doch? In der Sozialpolitik im weiteren Sinne treffen wir viele Entscheidungen, die den Tod von Menschen verursachen. Als wir im Jahre 1988 die Geschwindigkeitsbeschränkung auf den Interstate Highways in ländlichen Gebieten von 55 auf 65 Meilen pro Stunde erhöht haben, haben wir für 400 Menschen pro Jahr entschieden, daß sie sterben müssen.⁴ Wir entscheiden uns gegen die Beschäftigung von mehr Polizisten, obwohl dadurch einige Morde verhindert werden könnten; der Stadtrat gibt das Geld lieber für ein neues Kunstmuseum oder für höhere Lehrgelöhälter aus. Der Kongreß lehnt ein nationales Gesundheitsprogramm, durch das jene, die jetzt keine Krankenversicherung haben, weil sie es nicht leisten können, auf Staatskosten versichert würden; als Folge davon werden manche dieser Menschen im Krankheitsfall nicht rechtzeitig behandelt werden und an verhütbaren Krankheiten sterben.

Wir können beschließen, die bestehenden Bestimmungen über Luftverschmutzung nicht zu ändern, weil es für die Industrie zu teuer wäre, neue Fil-

4. Vgl. Insurance Institute for Highway Safety (Arlington, Virginia), *Status Report*, vol. 29 (Nr. 10, 10. September 1994), S. 3.

teranlagen einzubauen, obwohl statistisch erwiesen ist, daß eine bestimmte Anzahl von Menschen sich Krankheiten zuzieht, an denen sie frühzeitig sterben. Das gesamte Budget des National Endowment for the Humanities und fast das gesamte Geld, das der National Science Foundation zur Verfügung steht, könnte dazu verwendet werden, den Tod von Kleinkindern zu verhindern, die an Unterernährung sterben. Wir wissen zwar nicht genau, *wer* sterben wird, aber wir wissen zumindest, *daß* manche sterben werden; oft haben wir sogar brauchbare Schätzungen darüber, *wie viele* es sind. Die Situation wäre ähnlich, wenn wir uns entscheiden, die Natur zu retten, statt Menschen zu ernähren.

Amerikanische Soldaten ziehen in die Fremde, um eine afrikanische Nation zu befrieden, aus der hungernde Opfer fliehen, und wir fühlen uns gut dabei. All jene unglücklichen Menschen können zwar nicht zu uns kommen, aber wir können zumindest dorthin gehen und ihnen helfen. All das kaschiert jedoch, wie wir in Wirklichkeit andere bekämpfen, statt daß wir ihnen zu essen geben. Die entwickelten Länder geben pro Jahr ebensoviel für militärische Zwecke aus, wie die ärmsten zwei Milliarden Menschen auf der Erde insgesamt verdienen. Im Jahr 1990 gewährten die entwickelten Länder den ärmeren Ländern 56 Milliarden Dollar an Wirtschaftshilfe; gleichzeitig verkauften sie ihnen jedoch Waffen im Wert von 36 Milliarden Dollar. Um weniger als die Hälfte ihrer militärischen Ausgaben könnten die Entwicklungsländer ein System medizinischer Erstversorgung und klinischer Pflege einrichten, durch das pro Jahr das Leben von zehn Millionen Menschen gerettet werden könnte. Im Jahr 1992 überschritten die Militärausgaben weltweit die 600-Milliarden-Dollar-Grenze. Allein die Rüstungsmittel der USA machten die Hälfte dieses Betrages aus, während in den Vereinigten Staaten ein Mensch von sieben unter der Armutsgrenze lebt und sich über 37 Millionen Menschen keine Krankenversicherung leisten können.⁵ Eben solche Entscheidungen verursachen den Tod von Menschen – hier und anderswo.

Wie ein moralischer Kritiker einwenden dürfte, sind solche Ausgaben indes falsch. Darin zeige sich nur, wie sich Menschen tatsächlich entscheiden, jedoch nicht, wie sie sich entscheiden sollten. Richtig, aber nur wenige würden dafür eintreten, daß wir überhaupt nichts für militärische Verteidigung ausgeben sollen, solange nicht alle Armen etwas zu essen und anzuziehen sowie ein Dach über dem Kopf haben. Wir glauben, daß viele Werte, die in den USA erreicht wurden und die uns einen Platz unter den wohlhabenderen Nationen sichern, wert sind, bewahrt zu werden, selbst wenn andere hungern.

5. Ruth Leger Sivard: *World Military and Social Expenditures*, 15. Aufl., Washington/DC 1993.

Europäer und andere dürften ähnliche Argumente vorbringen. Wenn Sie wollen, können Sie sagen, daß dadurch lediglich unser Eigeninteresse über das ihre gestellt wird; tatsächlich geht es uns aber allen darum, das, was wir schätzen, zu bewahren, auch wenn dies für andere, die jenseits unserer Grenzen wohnen, den Tod bedeutet. Demzufolge denkt eine Mehrheit der Menschen also, daß es richtig ist, sich so zu entscheiden.

Reiche und von Armut gebeutelte Nationen errichten gleicherweise Grenzen, die zu überschreiten den Armen verboten ist. Reiche Nationen lassen sie nicht hinein; ihre eigenen Regierungen lassen sie jedoch nicht hinaus. Darüber herrschen wohl auf beiden Seiten Bedenken; sofern wir jedoch überhaupt an Einwanderungsgesetze glauben, meinen wir, die wir auf der reichen Seite der Grenze leben, daß der Schutz unseres Lebensstils mehr zählt als eine Besserung von der Situation jener auf der anderen Seite, selbst wenn diese nicht mehr wollen als eine bessere Ernährung. Wenn wir alle, denen das beliebt, in die Vereinigten Staaten ließen und ihnen freie Einreise gewährten, so würden Hunderte Millionen kommen. Schon jetzt beruhen 30 Prozent unseres Bevölkerungswachstums auf Einwanderung, legal oder illegal. Früher oder später müssen wir sie entweder aussperren oder aber einen Verlust des von uns geschätzten Wohlstandes hinnehmen. Vielleicht sind wir nicht unbedingt der Ansicht, daß dies immer richtig sei; wenn wir an die eskalierende Zahl jener denken, welche die Vereinigten Staaten zu überschwemmen drohen, läßt sich kaum der Schluß vermeiden, daß es zumindest *manchmal* richtig ist. Die Aufnahme von Flüchtlingen ist zwar human, aber es führt dazu, daß solche Personen vor ihren eigenen nationalen Problemen fliehen, und es trägt in keiner Weise zu langfristigen Lösungen in den Ländern bei, aus denen sie emigrieren. Einstweilen sterben jedoch Menschen aufgrund solcher Entscheidungen.

Manche dieser Alternativen sprechen die Frage an, ob wir Natur bewahren sollten, wenn dies den Tod von Menschen verursacht. Innerhalb der Grenzen der USA verfügen wir über ein Wohlfahrtssystem, das verhindern soll, daß irgendjemand verhungert. Glücklicherweise können wir uns dies ebenso leisten wie den Schutz der Natur. Wenn wir vor die Alternative gestellt würden, hielten wir es jedoch für völlig falsch, Tiere (oder Kunst oder gut bezahlte Lehrer) höher zu schätzen als hungernde Menschen. Zeigt dies nicht, daß zu unserer Innenpolitik gehört, daß wir uns um unsere eigenen Leute kümmern? Die Ernährung von Menschen kommt bei uns an allererster Stelle – oder zumindest an zweiter, nach der Landesverteidigung. Ausländer lassen wir jedoch sterben, wenn wir nicht bereit sind, unsere fünfhundert Naturreservate, die an die 40 Millionen Hektar Land ausmachen, Kubanern oder Äthiopiern zugänglich machen.

Hunger und soziale Gerechtigkeit

Durch das Wohlfahrtskonzept kommt eine weitere Möglichkeit ins Spiel, nämlich daß die Reichen höher besteuert werden sollen, damit die Armen ernährt werden können. Zuerst sollten wir so etwas tun, ehe wir andere Dinge, die wir schätzen, allzu sehr beschneiden und dadurch etwa unsere Wildtiere oder Wildreservate verlieren, Kunst aufgeben oder den Lehrern zu wenig bezahlen. In der Tat, es gibt Möglichkeiten, dieser Tragödie weitestgehend abzuweichen, wenn es eine gerechte Verteilung der Kulturgüter geben könnte, die jetzt oft so ungleich verteilt sind. Kaum jemand müßte ohne das Nötigste auskommen, wenn wir den Ertrag des bereits bebauten Landes gerecht und wohltätig verwenden könnten. Es ist besser, wenn wir versuchen, dieses Problem dort zu lösen, wo es entsteht, in der betreffenden Gesellschaft, statt den Bereich einer Gesellschaft auf Kosten der letzten Reste natürlicher Werte zu erwarten, indem wir etwa die Naturschutzgebieten für Siedlungen öffnen. Dadurch wird das Problem allenfalls hinausgeschoben.

Die Menschen im Süden (ein Euphemismus für die Bewohner unterentwickelter bzw. armer Länder) beklagen oft mit Recht die Konsumwut der Menschen im Norden (in den reichen, industrialisierten Ländern). Brasilien hat jedoch innerhalb seiner eigenen Grenzen die krasseste Einkommensverteilung der Welt. In den USA unterscheidet sich das Einkommen der obersten 20 Prozent der Bevölkerung von dem der untersten 20 im Verhältnis von 9 zu 1, in Brasilien hingegen im Verhältnis von 26 zu 1. Lediglich ein Prozent der Brasilianer kontrolliert 45 Prozent des Agrarlandes. Den größten 20 Grundbesitzern gehört insgesamt mehr Land als den 3,3 Millionen Kleinstbauern. Obwohl das Land am Amazonas immer noch größtenteils unerschlossen ist, gibt es in Brasilien mehr urbares Land pro Kopf der Bevölkerung als in den Vereinigten Staaten. Viel Landbesitz dient freilich der Spekulation, 330 Millionen Hektar Ackerland – eine Fläche größer als Indien – liegt brach. Die obersten zehn Prozent der brasilianischen Bevölkerung geben 51 Prozent des nationalen Einkommens aus.⁶ Diese anthropozentrische Ungleichheit gehört ebenfalls "ins Zentrum unserer Aufmerksamkeit", wenn wir zwischen dem Retten von Natur und dem Ernähren von Menschen zu entscheiden haben.

Rettet den Amazonas! Nein! Die Brüllaffen und Tukane erfreuen vielleicht Touristen, aber wir brauchen sie doch nicht zu schützen, wenn Menschen etwas zu essen brauchen. Solche Entweder-oder-Fragen kaschieren, wie an den Rand gedrängte Menschen in Randland gezwungen werden; und allzu leicht

6. Vgl. Jonathan Power: "Despite Its Gifts, Brazil Is a Basket Case", in: *The Miami Herald*, 22. Juni 1992, S. 10A.

kommt es dazu, daß jenes Land belastet wird, nicht nur, weil es aufgrund natürlicher Gegebenheiten kaum für den Ackerbau, als Weideland oder zum Lebensunterhalt taugt, sondern auch, weil es aufgrund der menschlichen Natur für an den Rand gedrängte Menschen schwierig ist, langfristig zu planen. Vielmehr haben diese Menschen genug damit zu tun, ihre unmittelbaren Bedürfnisse zu stillen; ihre eigene Belastung zwingt sie, ein labiles Ökosystem zu belasten.

Erstklassiges Acker- oder Wohnland kann ebenfalls überlastet werden, um mehr zu produzieren, weil eine wachsende Bevölkerung zu ernähren ist, oder um Exportgetreide anzubauen, weil internationale Schulden zurückzuzahlen sind. In Südbrasilien wurde hervorragendes Ackerland, das früher zum Anbau von Futter verwendet und von Pächtern bewirtschaftet wurde, die dort lebten und sich vom Ertrag ernährten sowie die Städte mit Futter belieferten, durch den Einsatz mechanisierter Landwirtschaft für den Anbau von Kaffee als Exportgut umgewidmet, um so einen Teil von Brasiliens immensen Schulden abzutragen, die von einer inzwischen gestürzten Militärregierung eingegangen worden sind. Menschen, die von diesem Land vertrieben worden sind, wurden mit Unterstützung von Entwicklungsprogrammen, die von der Militärregierung gefördert wurden, ins Amazonasbecken umgesiedelt, wo ihnen Land zugewiesen wurde, das in Wirklichkeit nicht für den Ackerbau geeignet ist. Die Unversehrtheit des Amazonas (gar nicht zu reden von der Unversehrtheit jener Menschen) wurde geopfert, um fehlgeleitete Kredite ab-zuzahlen. Gleichzeitig zahlen die Reichen in Brasilien kaum oder gar keine Einkommenssteuer, die für die Rückzahlung solcher Kredite verwendet werden könnte.

Die Welt ist genügend voll von Gesellschaften, die ihre Ressourcen verschwendet, ihren Reichtum ungerecht verteilt und ihren Boden abgewirtschaftet haben, jetzt aber versucht sind, die verbliebenen natürlichen Werte als eine Möglichkeit zur Lösung gravierender sozialer Probleme auch noch aufs Spiel zu setzen. Die Entscheidung über soziale Wohlfahrt, über den Vorrang der Armen gegenüber der Natur, ist gewöhnlich in den Rahmen einer anderen, oft stillschweigenden Entscheidung eingebettet, einer zum Schutz althergebrachter Interessen, des Vorrangs reicher Menschen gegenüber armen, reicher Menschen, welche die Natur bereits ausgebeutet haben und die willens sind, alles auszubeuten, was sie können. An diesem Punkt unseres Gedankengangs, auf dem Weg zu irgendeiner Schlußfolgerung wie "Laßt Menschen verhungern", erreichen wir in der Regel den Punkt einer Wenn-dann-Entscheidung, an der wir, ehe wir vor der Alternative zwischen Mensch und Natur stehen, zunächst den Vorrang der Reichen gegenüber den Armen gelten lassen oder bekräftigen müssen.

Südafrika strebt nach einer Ethik der ökologischen Gerechtigkeit, die fünf Millionen privilegierten Weißen und 29 Millionen ausgebeuteten Schwarzen (ebenso wie mehreren Millionen unterprivilegierter "Farbiger") ermöglicht, in Harmonie auf ihrem unermeßlich reichen Land zu leben, das sich dennoch in einem labilen Gleichgewicht befindet.⁷ Die Weißen verdienen pro Kopf im Durchschnitt das Zehnfache des Einkommens der Schwarzen. 50.000 weiße Farmer besitzen 70 Prozent des Ackerlandes, 700.000 schwarze Bauern aber nur 13 Prozent (und andere die restlichen 17 Prozent). Landbesitz durch Schwarze war lange Zeit per Gesetz stark eingeschränkt. Die Zwangsumsiedlung von Schwarzen und deren Geburtenrate haben gemeinsam dazu beigetragen, daß die Homelands (kleine Zonen, die aus dem Südafrikanischen Staatsgebiet herausgelöst worden sind) eine extrem hohe Bevölkerungsdichte aufweisen. Wenn das Besitzstrukturen in den Homelands mit denen auf dem restlichen Staatsgebiet verbunden werden, dann wird der Grundbesitz ebenso einseitig verteilt sein wie überall sonst auf der Welt. Das Problem wird dadurch kompliziert, daß die schwarze Bevölkerung derart rasch zunimmt und bereits jetzt zehnmal so groß ist wie zur Zeit, als die Europäer kamen.

Der Zustand des Bodens ist erbärmlich. Südafrikanische Farmer verlieren zwanzig Tonnen Erdreich, um eine Tonne Getreide zu produzieren. Die Wasserreserven gehen zu Ende; die in einem weitestgehend unfruchtbaren Staatsgebiet nur begrenzt vorhandenen Feuchtgebiete werden für Entwicklungsprojekte ausgebeutet, und das Wasser wird durch die unregulierte Industrie verschmutzt. Natal, eines der fruchtbarsten und herrlichsten Gebiete der Nation, ist insbesondere durch Luftverschmutzung belastet. Unkrautvertilgungsmittel werden vom Wind überallhin getragen, mit schädlichen Auswirkungen auf Mensch, Pflanzen- und Tierwelt, also auf Organismen, gegen die sie eigentlich nicht eingesetzt werden.

Mit seinem Kohlenreichtum erzeugt Südafrika 60 Prozent der Elektrizität auf dem afrikanischen Kontinent, die weltweit zu einem der niedrigsten Preise verkauft wird, obwohl weniger als ein Drittel der Südafrikaner über Elektrizität verfügen. Die Eskom Kohlekraftwerke im Transvaal sind die schlimmsten Verbrecher bei der Luftverschmutzung: Sie sorgen nicht nur auf den

7. Die im folgenden angegebenen empirischen Daten stammen aus Brian Huntley, Roy Siegfried & Clem Sunter: *South African Environments into the 21st Century*, Cape Town 1989; Rob Preston-Whyte & Graham House (Eds.): *Rotating the Cube: Environmental Strategies for the 1990s*, Durban (University of Natal, Department of Geographical and Environmental Sciences and Indicator Project South Africa) 1990; und Alan B. Durning: *Apartheid's Environmental Toll*, Washington/DC (Worldwatch Institute) 1990.

Weideflächen des Hochlandes für eine Verschmutzung, die derjenigen in der früheren DDR entspricht, sondern gefährden auch ein Gebiet, das 50 Prozent der südafrikanischen Holzindustrie versorgt und 50 Prozent des ertragreichsten Ackerlandes der Nation bereitstellt. Infolge alles dessen sind viele Schwarze unterernährt; manche stecken sich in ihrer geschwächten Verfassung mit Krankheiten an und sterben.

Was ist die Lösung? Südafrika verfügt auch über einige der großartigsten Wildschutzreservate in Afrika. Manche davon sind öffentlich, andere privat. Sie werden hauptsächlich von weißen Touristen besucht, von denen viele aus dem Ausland kommen. Man hört den Aufschrei, daß das Bewahren elitärer Reservate, in denen sich Reiche am Anblick von Löwen und Gnus delectieren, nicht gerechtfertigt werden kann, wenn dort gleichzeitig arme Schwarze verhungern. Südafrika braucht nicht Naturschutz, sondern Entwicklung. In einer von der Industrie finanzierten Studie kommen Brian Huntley, Roy Siegfried und Clem Sunter zum Schluß: "Was benötigt wird, ist ein viel größerer Kuchen, nicht aber ein plötzlicher Wandel in der Art, wie er aufgeteilt wird."⁸ Eine Möglichkeit, wie wir zu einem größeren Kuchen kommen können besteht in der Übernahme jenes Landes, das derzeit für Wildreservate verwendet wird.

Ein größerer Kuchen, wie ungleich er auch verteilt wird, ist indes für eine Nation, die schon jetzt die Tragfähigkeit ihres Landes über Gebühr belastet, keine Lösung. Laissez-faire-Kapitalisten schlagen ein Wachstum vor, das für alle mehr Wohlstand bringt, wobei sie der offensichtlichen Tatsache völlig blind gegenüberstehen, daß in Südafrika schon gegenwärtig mit dem Land auf eine Weise umgegangen wird, die weder nachhaltig noch gesund ist. Die Rhetorik, ja selbst die Absicht ist durchaus lobenswert. Gleichzeitig wollen sie jedoch ein Wachstum, durch das eine Umverteilung des Reichtums vermieden wird. Unter dem Schlagwort von "Menschen ernähren versus Natur erhalten" besteht das Ergebnis in Wirklichkeit darin, daß die Reichen gegenüber den Armen bevorzugt werden.

Tatsächlich haben wir es hier damit zu tun, daß die Weißen ungerechterweise nicht willens sind, mit den Schwarzen zu teilen – mit dem Ergebnis, daß das Grünland zerstört wird. Für alle, also sogar für die weißen, in ihrem Eigeninteresse handelnden Südafrikaner, wäre es jedoch völlig verrückt, das Wohl der Umwelt aufs Spiel zu setzen, statt daß sie zuerst einmal schauen und ihre sozialen Probleme entschlossen zu lösen versuchen. Es wäre nicht wirklich richtig, wenn die Südafrikaner daran gingen, ihre prachtvollen Naturreservate scheinbar im Interesse der Armen zu öffnen, während der Ku-

8. Vgl. Huntley, Siegfried & Sunter, a. a. O., S. 85.

chen so ungerecht aufgeteilt bleibt wie eh und je. Glücklicherweise haben viele Südafrikaner die grundlegendere Forderung erkannt; die jüngsten historischen Wahlen versprechen ebenso tiefgreifende soziale Änderungen wie die Bestrebungen um eine neue Verfassung. Dies wird seinerseits einen vernünftigeren Schutz natürlicher Werte ermöglichen.⁹

In den glücklicheren Staaten können wir den Reichtum vielleicht gerechter verteilen, etwa durch Steuern oder durch gesetzlich vorgeschriebene Minimallohne, durch Gewerkschaften oder Bildungsmöglichkeiten, und tatsächlich ist bei uns das früher erwähnte Wohlfahrtssystem eingerichtet, mit dem wir verhindern wollen, das irgendjemand verhungert. Aber damit wir uns nicht allzu rechtschaffen vorkommen, ist jedoch daran zu erinnern, daß wir diese Politik nur jeweils im eigenen Land verfolgen. Das internationale Bild wirft ein völlig anderes Licht auf die Angelegenheit. Da stehen einander hauptsächlich zwei Blöcke gegenüber, nämlich die G-7-Staaten (die Gruppe der 7, der wichtigsten Staaten von Nordamerika, Europa und Japan, "der Norden") und die G-77-Staaten, eine Vereinigung von ursprünglich 77 Staaten, der jetzt etwa 130 unterentwickelte Staaten, die oft im Süden des industrialisierten Nordens angesiedelt sind. In den G-7-Staaten lebt etwa ein Fünftel der Weltbevölkerung von fünf Milliarden; diese Menschen produzieren und konsumieren jedoch etwa vier Fünftel aller Güter und Dienstleistungen. Die G-77-Staaten, die vier Fünftel der Weltbevölkerung stellen, produzieren und konsumieren hingegen ein Fünftel (vgl. Abb. 1). Für jeden Menschen, der zur

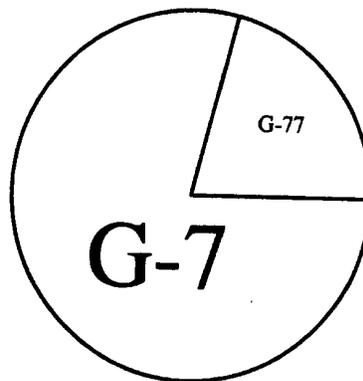


Abb. 1: Verhältnis von Produktion und Konsum zwischen den Staaten

9. Vgl. dazu Mamphela Ramphele (Hg.): *Restoring the Land: Environment and Change in Post-Apartheid South Africa*, London 1991.

Bevölkerung des Nordens hinzukommt, vermehrt sich der Süden um 20. Für jeden Dollar, um den die Wirtschaft pro Kopf im Süden wächst, erwirtschaftet der Norden 20 Dollar.¹⁰

Die Verteilungsproblematik ist kompliziert. Die natürlichen Ressourcen der Erde sind schon von Natur aus ungleich verteilt. Auch haben verschiedene Gesellschaften ganz unterschiedliche Entwicklungsrichtungen genommen, wodurch sie nun nicht nur verschiedene Regierungsformen, Ideologien und Religionen haben, sondern auch jeweils andere soziale Möglichkeiten bieten und den materiellen Wohlstand unterschiedlich bewerten. Gibt es irgendwo landwirtschaftliche und industrielle Entwicklung, so wird dies typischerweise als eindrucksvolle Leistung angesehen. Ein Kuchen muß zuerst erzeugt werden, bevor er aufgeteilt werden kann. Wer aber hat diesen Kuchen erzeugt? Und wem steht der Kuchen zu? Die Menschen sollen bekommen, was sie verdienen. Nirgends verlangt die Fairness, daß alle Parteien gleich viel bekommen; Gerechtigkeit heißt vielmehr, daß jedem nach seinem Bedarf gegeben wird. Wir behandeln Gleiche gleich; und wir behandeln Ungleiche gerecht – was gewöhnlich heißt, daß wir sie ungleich gemäß ihrem Verdienst behandeln. Das Tortendiagramm weist keinerlei offenbare Ungerechtigkeit aus – zumindest solange wir uns nicht nach dem Einkommen erkundigen. Manche Verteilungsstrukturen spiegeln Errungenschaften wider. Nicht jede asymmetrische Verteilung ist das Ergebnis sozialer Ungerechtigkeit.

Einstweilen ist es schwierig, ein Verteilungsdiagramm zu betrachten, ohne zu denken, daß daran etwas unfair ist. Hängt der Reichtum auf der einen Seite teilweise mit der Armut auf der anderen zusammen? In der Regel steigen die Armen schlecht aus, wenn sie mit den Reichen handeln; und Reichtum, der als beeindruckende Leistung entsteht, kann sich durch Ausbeutung weiter vermehren. Ganz bestimmt haben viele hungrige Menschen genauso hart gearbeitet wie viele Reiche.

Manche werden sagen, daß die ärmeren Staaten nichts anderes tun zu brauchen, als die produktiven Menschen nachzuahmen. Unproduktive Menschen müssen eben lernen, wie man mehr Kuchen erzeugt. Dann können sie sich selbst ernähren. Jene in den G-7-Staaten, die das Ertragsmodell favorisieren, empfehlen den G-77-Staaten, mehr zu erzeugen, wobei sie ihnen für die Produktion oft Hilfe in Form von Investitionen anbieten, die auch für die G-7-Staaten Erträge abwerfen. Die Mitglieder der G-77-Staaten wollen tatsächlich produzieren, doch sehen sie auch die Ausbeutung, und sie erkennen, daß das Problem nicht nur beim Produzieren liegt, sondern ebenso beim

10. Das Tortendiagramm spiegelt die Daten im *World Development Report 1991*, New York 1991, wider.

Teilen. Indessen warnen uns die Wachstumskurven, daß die Produktion gleicherweise Teil des Problems wie der Lösung sein kann. Eine Möglichkeit, das runde Tortendiagramm zu betrachten, besteht darin, daß es den Planeten Erde darstellt; es besteht jedoch keinerlei Möglichkeit, wie wir einen größeren Planeten erzeugen könnten. Freilich könnten wir mehr Menschen ernähren, indem wir mehr Natur opfern.

Jegliche solche Entscheidung fällt indessen auch im Rahmen dieses Bildes, wonach ein Fünftel vier Fünftel bekommt und vier Fünftel nur ein Fünftel bekommen. Also stehen nicht bloß die Brasilianer und Südafrikaner vor einer Wenn-dann-Entscheidung, sondern wir alle in den Vereinigten Staaten, in Europa und Japan sind ebenso betroffen, wobei wir die von uns genossene Aufteilung des Kuchens Erde zugunsten der Reichen und zuungunsten der Armen gelten lassen oder bekräftigen. Ebendas verletzt uns, wenn wir den Bierglasaufkleber mit dem moralischen Gebot lesen: "Lebe einfach, damit andere einfach leben können."

Die rasche Verbreitung menschlicher Populationen

Betrachten wir das in Abbildung 2 dargestellte Wachstum der Weltbevölkerung. Nicht nur die Anzahl der Menschen hat zugenommen, sondern auch

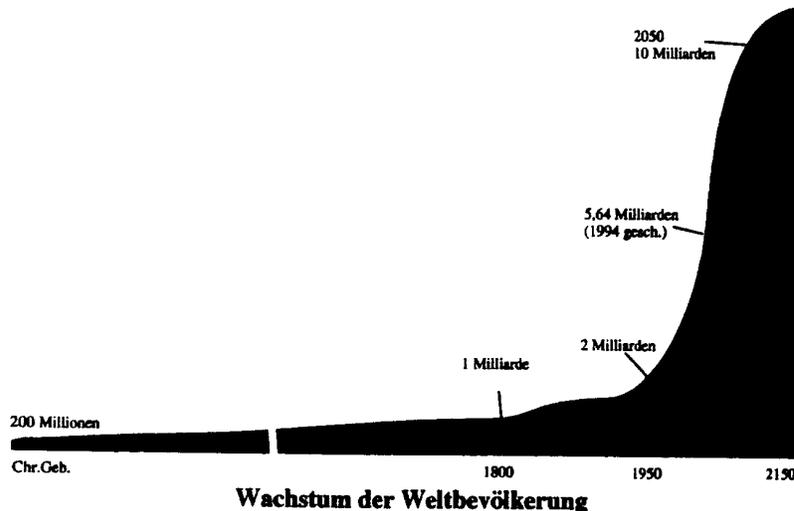


Abbildung 2 (basierend auf Daten im Statistical Abstract of the United States: 1994 (114. Aufl.), hg. vom US Bureau of the Consensus, Washington/DC 1994.

deren Erwartungen; deshalb müssen wir eine Explosionskurve durch eine weitere überlagern. Bei einer oberflächlichen Deutung dieses Diagramms gewinnen wir den Eindruck, daß die Menschen im 20. Jahrhundert beginnen, überaus erfolgreich zu werden. Es gibt eine ganze Menge davon, und diese wollen (und viele von ihnen bekommen) eine Menge von Dingen. Wenn jemand ein moralischer Humanist ist, so mag ihm das als etwas Gutes erscheinen. Wäre es nicht wunderbar, wenn alle bekommen könnten, was sie wollen, und niemand müßte mehr hungern oder dürsten?

Wenn wir uns besinnen, bemerken wir jedoch, daß ein derartiger Sieg, wenn die Entwicklungsbeschleunigung so weitergeht, in Wirklichkeit eine Niederlage ist. Die Menschen werden verlieren, und die Natur wird genauso zerstört werden. Die Kulturen wurden wollen immer mehr, mit immer weiter eskalierenden, unstillbaren Bedürfnissen, die das immer weiter eskalierende Bevölkerungswachstum überlagern. Kulturen vermögen nicht zu sagen: "Genug!", und das ist höchst unbefriedigend. Genaugenommen hat die Kultur eine krebsartige Entwicklung genommen. Das ist kaum als Metapher zu verstehen, denn Krebs ist im wesentlichen ein explosives, unreguliertes Wachstum. Das Ernähren von Menschen erscheint immer human; wenn wir uns dem stellen, was tatsächlich vor sich geht, könnte sich jedoch herausstellen, daß wir durch das bloße Ernähren von Menschen, ohne daß wir die weiterreichenden sozialen Auswirkungen berücksichtigen, eine Art von Krebs füttern.

Sicher ist es richtig zu sagen: Wo ein hungriger Mund ist, sollte getan werden, was nötig ist, um den Hunger zu stillen. Wenn jedoch am nächsten Tag zwei Münder da sind und vier am übernächsten, sechzehn am Tag darauf usw., dann müssen wir auf komplexere Weise reagieren. Die Bevölkerung von Ägypten blieb über fünf Jahrtausende lang unter drei Millionen, mit einer Schwankungsbreite zwischen 1,5 und 2,5 Millionen; selbst als Napoleon zu Beginn des 19. Jahrhunderts dorthin kam, war das noch so. Heute hat Ägypten 55 Millionen Einwohner. Die Hälfte der Nahrungsmittel muß Ägypten importieren. Die Auswirkungen auf die Natur, sowohl auf die Gesundheit der Böden als auch auf die Wildtiere, verhalten sich dazu indirekt proportional.

Wenn wir in diesem Bild auf einzelne Individuen achten, die im erwähnten unkontrollierten Wachstum gefangen sind, und wenn wir versuchen, Natur zu retten, dann werden manche Menschen hungrig ausgehen. Das ist sicher eine schlimme Sache. Würde es jemand wagen zu sagen, daß diese Menschen darauf verzichten sollten, Natur zu opfern, wenn das nötig ist, um ein solches Leid so gut wie möglich zu lindern? Aus ihrer Sicht tun sie lediglich das, was die Menschen immer getan haben: Sie machen erfinderisch Gebrauch von der Natur, um ihre eigenen Bedürfnisse zu stillen. Ist das vielleicht jetzt nichts

Gutes mehr? Solche Menschen sind verdammt, es sei denn, sie können sich natürlicher Werte bemächtigen.

Hier stehen wir jedoch vor der zeitgebundenen Wahrheit, daß zu viel des Guten zu etwas Schlechtem werden kann. Wir müssen schauen, an welcher Stelle der Populationskurve die erwähnten Individuen zu lokalisieren sind. Dabei stellen wir fest, daß etwas, was gut ist, so lange die Anzahl der Menschen ein handhabbares Maß nicht überschreitet, nicht länger gut ist, wenn eine einzelne Person in Wirklichkeit zu einer weiteren Zelle eines krebsartigen Wachstums wird. Das klingt grausam, und es ist tragisch; aus den angeführten Gründen ist es aber dennoch wahr. Für ein Paar mag es ein Segen sein, wenn es zwei Kinder hat; das zehnte Kind ist jedoch eine Tragödie. Wenn das Kind zur Welt kommt, muß man so human wie möglich mit ihm umgehen; man macht dabei indes lediglich das Beste aus einer an sich tragischen Situation. Wenn das zehnte Kind heranwächst und seinerseits zehn Kinder hat, dann wird die Tragödie dadurch bloß noch vervielfacht. Die Qualität menschlichen Lebens verschlechtert sich; die Armen werden noch ärmer. Die natürlichen Ressourcen werden noch weiter belastet, die Gesundheit und Unversehrtheit der Ökosysteme gehen verloren. Dadurch werden die Verluste weiter erhöht; es entsteht eine Situation, in der alle verlieren. In einem Gesellschaftssystem, das überhaupt nicht zu seiner natürlichen Umwelt paßt, kann jemand allenfalls vorübergehend gewinnen, da die menschliche Ökologie auf Dauer verliert.

Selbst wenn es eine ausgewogene Verteilung des Wohlstandes gäbe, könnte die Weltbevölkerung nicht weiter so eskalieren, ohne daß die Menschen nicht letztlich alle gleich arm würden. Von den 90 Millionen Menschen, die im Jahr 1994 neu an Bord des Planeten Erde kommen, steigen 85 Millionen in der Dritten Welt zu, also genau in den Ländern, die am wenigsten in der Lage sind, ein solches Bevölkerungswachstum zu verkraften. Gleichzeitig verbraucht jeder Nordamerikaner 200mal so viel Energie und viele andere Ressourcen. Die fünf Millionen neuer Erdenbürger in den industrialisierten Ländern werden die Umwelt im selben Maße belasten wie die 85 Millionen von neuen Armen. Drei Probleme treten dabei auf: Überbevölkerung, Überkonsum und Unterverteilung. Keines, aber auch gar kein einziges dieser Probleme wird durch das Opfern von Natur gelöst. Vielmehr entsteht dadurch nur neuer Schaden. Vielleicht haben die Armen für einen Tag oder zwei, für ein Jahrzehnt oder zwei etwas zu essen, doch werden sie bald wieder genau so hungrig sein, nur dann noch viel ärmer, weil ihr natürlicher Reichtum auch erschöpft sein wird.

Wer behauptet, daß wir immer zuerst die Armen ernähren sollten, begeht einen Gut-besser-am besten-Fehlschluß. Wenn ein wenig von etwas gut ist,

muß mehr davon besser sein und das meiste am besten. Wenn es gut ist, manche Menschen zu ernähren, dann ist es besser, eine größere Zahl zu ernähren. Und noch mehr und noch mehr! Ist es am allerbesten, all zu ernähren? Das klingt richtig. Wir können doch nicht von uns selbst verlangen zu sagen, daß irgendjemand verhungern sollte. Irgendwann erreichen wir jedoch einen Punkt der Umkehr durch Abnahme, an dem wir aufgrund der Gefährdung aller Güter unser blaues Wunder erleben.

Die Gefährdung natürlicher Werte

Die natürlichen Werte sind auf ganzer Linie gefährdet: global, regional und lokal, auf der Ebene von Ökosystemen, Arten, Organismen und Populationen, Fauna und Flora, zu Wasser und zu Land, von der charismatischen Megafauna bis hinunter zu Mollusken und Käfern. Das trifft auf entwickelte Länder ebenso zu wie auf Entwicklungsländer, wiewohl hier vor allem solche Gegenden zur Diskussion stehen, in denen die Armut die Artenvielfalt gefährdet.

Die Menschen verfügen heute schon über 40 Prozent der primären zu Lande verfügbaren Netto-Produktivität des Planeten, d.h. das grundlegende Pflanzenwachstum, das die Energie bindet, von der alles andere abhängt.¹¹ Wenn sich die Zahl der Menschen noch einmal verdoppelt, wird sich jener Betrag auf 60 bis 80 Prozent erhöhen, weshalb dann nur noch wenig Raum für natürliche Lebensformen bleibt, die sich nicht an die Verhältnisse anpassen können, wenn wir den Menschen absoluten Vorrang einräumen. Dabei verwenden die Menschen das von ihnen urbar gemachte Land keineswegs effizient. Vielmehr stellte sich bei einer Studie der Weltbank heraus, daß 35 Prozent des Bodens auf der Erde heruntergewirtschaftet sind.¹² In einer Studie über die Bodenbeschaffenheit kommt Daniel Hillel zum Schluß: "In vielen Entwicklungsländern sind die Erträge extrem niedrig. Wenn sie rasch und substantiell gesteigert werden können, so besteht keinerlei Bedarf, neues Land zu erschließen und weiter in natürliche Lebensräume einzudringen."¹³

11. Vgl. Peter M. Vitousek, Paul R. Ehrlich, Anne H. Ehrlich & Pamela A. Matson: "Human Appropriation of the Products of Biosynthesis", in: *Bioscience* 36 (1989), S. 368–373.

12. Robert Goodland: "The Case That the World Has Reached Limits", in: Robert Goodland, Herman E. Daly & Salah El Serafy (Hg.): *Population, Technology, and Lifestyle*. Washington/DC 1992, S. 3–22.

13. Daniel Hillel: *Out of the Earth*, New York 1991, S. 279.

Betrachten wir in diesem Zusammenhang etwa Afrika und insbesondere Madagaskar, das den Inbegriff von Afrikas Zukunft darstellt. Fauna und Flora dieser Insel entwickelten sich unabhängig vom Hauptkontinent: Es gibt dort 30 Primatenarten, alles Lemuren. Die Reptilien und Amphibien, die auf Madagaskar leben, existieren zu 90 Prozent nur dort; dazu gehören auch zwei Drittel aller Chamäleons auf der Welt. Ebenso gedeihen auf der Insel 10.000 Pflanzenarten, von denen 80 Prozent, darunter tausende Orchideenarten, gleichfalls endemisch sind. Die Menschen kamen vor etwa 1.500 Jahren dorthin und lebten mit einer mehr oder weniger intakten Fauna und Flora bis in dieses Jahrhundert. Nunmehr versucht aber eine sich rasch vermehrende Population verarmter Malegassen, ihre Existenzgrundlagen durch Brandrodung zu sichern, mit dem Ergebnis, daß die Waldfläche nur noch ein Drittel des ursprünglichen Ausmaßes beträgt (3,8 Millionen Hektar gegenüber 11,2 Millionen Hektar früher), wobei der Schaden größtenteils erst seit 1950 entstanden ist.¹⁴ Madagaskar ist weltweit der Staat mit der größten Erosion; von Fauna und Flora ist kaum etwas oder gar nichts intakt geblieben. Die Bevölkerung vermehrt sich um 3,2 Prozent pro Jahr, während die verbliebene Waldfläche sich pro Jahr um 3 Prozent verringert, nahezu ausschließlich zugunsten der expandierenden Bevölkerung. Sollten wir immer noch dabei bleiben, daß nichts geschützt werden darf, solange noch irgendjemand hungert?

Die Tiger schlittern ihrer Ausrottung entgegen. Ihre Population ist in diesem Jahrhundert um 95 Prozent zurückgegangen. Die beiden Hauptursachen dafür sind einerseits der Verlust ihrer Lebensräume, andererseits aber ein grausamer Schwarzhandel mit Knochen und anderen Körperteilen, die in der traditionellen Medizin und Folklore von China, Taiwan und Korea verwendet werden, wobei allerdings nicht glaubhaft ist, daß diese Bräuche medizinisch wirkungsvoll sind. Der Ranthambhore Nationalpark in Rajastan (Indien) ist ein Tigerschutzgebiet; in den späten 80er Jahren dieses Jahrhunderts lebten dort noch 40 Tiger; durch menschliche Einwirkung – unerlaubte Viehweiden und Wilderei – verringerte sich ihre Zahl jedoch auf 20 bis 25 heute. Heute leben 200.000 Inder im Umkreis von fünf Kilometern zur Kernzone des Parks – mehr als das Doppelte der Population, die dort lebte, als der Park vor 21 Jahren errichtet wurde. Die meisten davon sind auf Holz aus den 390 km² des Parks angewiesen, um ihr Essen kochen zu können. Im Park und in dessen Umkreis lassen sie etwa 150.000 Stück Buckelrinder, Büffel, Ziegen und Kamele weiden. Das Vieh zerstört nicht nur den Lebensraum der

14. Vgl. dazu E.O. Wilson: *The Diversity of Life*, Cambridge/MA 1992, S.267, sowie Alison Jolly: *A World Like Our Own: Man and Nature in Madagascar*, New Haven/CT 1980.

Huftiere, welche die hauptsächliche Beute der Tiger sind, sondern stecken sie auch mit Krankheiten an. Im May 1993 brachte ein junges Tigerweibchen vier Junge zur Welt; im selben Monat wurden in den Dörfern rund um den Park 316 Kinder geboren.¹⁵

Vielleicht sind die Tiger zum Aussterben verurteilt, aber sollte das so sein? Denken wir etwa an den Versuch einer minimalen Wiederaufforstung oder daran, daß Viehdung auf viel wirkungsvollere Weise als Brennstoff eingesetzt werden könnte, als dies der Fall ist. Oder denken wir an die Versuche mit Jersey- und Holstein-Rindern, deren Milchertrag zehnmal so hoch ist wie jener der mageren, frei weidenden Tiere in derselben Gegend, sowie daran, daß eine Gruppe von Milchproduzenten die Milcherzeugung innerhalb von nur drei Jahren um 1.000 Prozent steigern konnte. Wenn wir in gewisser Stimmung sind, bestehen wir vielleicht darauf, daß Menschen in jedem Fall wichtiger sind als Tiger. In einer anderen Stimmung erscheinen uns diese majestätischen Tiere aber vielleicht als Opfer menschlicher Unfähigkeit, mit sich selbst und den Ressourcen vernünftig umzugehen – eine wahrhaft tragische Geschichte, die uns zu denken gibt, ob wirklich stets die Tiger verlieren und die Menschen gewinnen sollten.

Wann kommt die Natur zuerst?

Sollten wir Natur erhalten, wenn dies dazu führt, daß Menschen hungern müssen? Oder daß Menschen sogar sterben müssen? Leider lautet die Antwort zumindest manchmal "ja". Innerhalb von 20 Jahren hat sich der Bestand des afrikanischen Spitzmaulnashorns von 65.000 auf 2.500 verringert, ein Verlust von 97 Prozent. Die Art ist also unmittelbar von der Ausrottung bedroht. Wie beim Tiger ist auch in diesem Fall wieder Lebensraum durch das menschliche Bevölkerungswachstum verloren gegangen. Dies ist eine wichtige indirekte Ursache; die primäre direkte Ursache ist allerdings Wilderei, und zwar in diesem Fall wegen der Hörner. Menschen können keine Hörner essen; wohl aber können sie mit dem Geld, das sie mit ihrem Verkauf verdienen, Nahrungsmittel kaufen. Zimbabwe vertritt gegenüber Wilderern eine Politik des gnadenlosen Erschießens, so daß schon über 150 Wilderer getötet worden sind.¹⁶

15. Vgl. Geoffrey C. Ward: "The People and the Tiger", in: *Audubon* 96, Nr. 4 (Juli–August 1994), S. 62–69.

16. Vgl. Joel Berger & Carol Cunningham: "Active Intervention and Conservation: Africa's Pachyderm Problem", in: *Science* 263 (1994), S. 1241–1242.

In Zimbabwe genießen also nicht immer die Menschen Vorrang; vielmehr ist man dort gewillt, manche zu töten und andere hungern zu lassen, statt das Nashorn zu opfern. Wenn wir immer die Menschen bevorzugen, wird es bald keine Nashörner mehr geben. Freilich müssen wir uns stets vor Unmenschlichkeit hüten und soweit wie möglich Sorge tragen, daß Wilderern andere Möglichkeiten zur Überwindung ihrer Armut offen stehen. Wenn es darauf ankommt, dann ist die Politik Zimbabwes jedoch richtig. Angesichts der Tatsache, daß einerseits der Bestand an Nashörnern derart rapide abgenommen hat, sich aber andererseits die Bevölkerung von Zimbabwe rasch vermehrt (verheiratete Frauen wünschen sich im Durchschnitt sechs Kinder)¹⁷, sollte dem Spitzmaulnashorn als Spezies Vorrang eingeräumt werden, auch wenn dies auf Kosten von Menschenleben geschieht.

Freilich verstoßen Wilderer gegen das Gesetz. Wie verhält es sich jedoch mit gewöhnlichen Menschen, die keinerlei Gesetze verletzen? Der mitfühlende Moralist wendet vielleicht folgendes ein: Selbst wenn die vielfältigen Kausalfaktoren bekannt sind und beklagt werden, sollten wir dann, wenn es um menschliche Individuen geht, die in diesen gesellschaftlichen Zwängen gefangen sind, von Überbevölkerung, Überkonsum und Verteilungungerechtigkeit absehen, denn keiner dieser Faktoren geht zu Lasten bestimmter Individuen, die vielleicht nichts sehnlicher wünschen, als ihr Land zu entwickeln. "Ich habe nicht darum gebeten, geboren zu werden. Ich konsumiere keineswegs zu viel, sondern bin bloß arm. Ich bin also nicht die Ursache, sondern vielmehr ein Opfer der ungleichen Verteilung des Reichtums." Sicher bleibt einer solchen unschuldigen Person immer noch das Recht, verfügbare natürliche Ressourcen entsprechend den Erfordernissen des individuellen Lebens so gut wie möglich zu nutzen, selbst gesetzt den Fall, daß dies unter den erwähnten unglücklichen Umständen geschieht. "Ich möchte bloß genug zu essen. Habe ich nicht ein Recht dazu?"

Sofern überhaupt etwas als Menschenrecht anzuerkennen ist, so ist sicher das Recht auf Existenz der allererste Kandidat dafür. Selbst wenn einzelne Individuen im globalen Wachstumsdiagramm an der falschen Stelle lokalisiert sind, selbst wenn sie wohl oder übel Teil einer krebsartigen und verschwenderischen Gesellschaft sind, selbst wenn es sozial bessere Lösungen gibt als das, was tatsächlich vor sich geht, haben sie nicht ein Recht, das stets mehr wiegt als der Schutz natürlicher Werte? Wäre es nicht ein zusätzliches Unrecht, ihnen ihr Recht auf das Wenige zu nehmen, das sie haben? Kann sich eine Gesellschaft, die ihre Sache besser zu machen versucht, in-

17. Vgl. John Bongaarts: "Population Policy Options in the Developing World", in: *Science* 263 (1994), S. 771-776.

dem sie natürliche Werte erhält, jemals über elementare Menschenrechte hinwegsetzen?

Diese Frage verlangt, daß wir die bedrohten natürlichen Werte gewichten. Denken wir etwa an die Regenwälder. Dort befindet sich mehr Reichtum als in jeder anderen Weltgegend, nämlich die Hälfte aller bekannten Spezies. In Südamerika lebt z.B. ein Fünftel der Bodensäugetierarten der Erde (800 Spezies), sowie ein Drittel der Blütenpflanzen dieses Planeten.¹⁸ Die allergrößte Vielfalt an Pflanzen findet sich in den drei Andenstaaten Kolumbien, Ecuador und Peru, wo auf nur zwei Prozent der irdischen Landfläche über 40.000 Spezies vorkommen.¹⁹ Das Bevölkerungswachstum ist indes in Südamerika ebenso hoch wie überall sonst auf der Welt²⁰, und die Menschen strömen, oft von überfüllten Landflächen vertrieben, in die Wälder.

Was ist mit diesen hungernden Menschen? Betrachten wir zunächst Menschen, die nicht jetzt dort leben, aber vielleicht hinziehen. Der Boden dort eignet sich nicht für Landwirtschaft, weshalb solche potentielle Siedler wahrscheinlich nur kurzfristig Nutzen daraus ziehen, langfristig aber einen Verlust in Kauf nehmen müssen. Nehmen wir andererseits aber Menschen, die bereits dort leben. Wenn sie zu den Eingeborenen gehören und so weiterleben möchten, wie sie es schon seit hunderten oder sogar tausenden von Jahren gewohnt sind, so stellen sie keinerlei Bedrohung für den Wald dar. Wenn es sich um *cabaclos* handelt (d.h. um Mischlinge europäischer und einheimischer Rassen), so können sie gleichfalls den seit Jahrhunderten vertrauten Lebensstil fortführen, ohne daß der Wald ernsthaft geschädigt würde. Solche Völker mögen die Chancen, die sich ihnen dort seit langem bieten, weiterhin nutzen. Nichts wird ihnen genommen. Sie können sich hinreichend gut ernähren, wiewohl sie arm sind.

Können diese Völker ihr Leben modernisieren? Können sie sich vermehren? Sollte eine Politik verfolgt werden, wonach zuerst alle Kinder zu ernähren sind, die sie gebären, und zwar auf Kosten der Natur, sofern dies nötig ist, um jenes Ziel zu erreichen? Die moderne Medizin und Technologie ermöglichen ihre Vermehrung, die Behandlung von Kinderkrankheiten sowie eine bessere Ernährung, auch wenn diese Völker oft an der Schwelle zur Armut bleiben. Haben solche Leute nicht ein Recht auf Entwicklung? Darauf könnten wir zunächst antworten, daß dies der Fall ist, allerdings mit der Ein-

18. Vgl. Michael A. Mares: "Conservation in South America: Problems, Consequences, and Solutions", in: *Science* 233 (1986), S. 734-739.

19. Vgl. Wilson: *The Diversity of Life*, a.a.O., S. 197.

20. Vgl. Ansley J. Coale: "Recent Trends in Fertility in the Less Developed Countries", in: *Science* 221 (1983), S. 828-832.

schränkung, daß kein Recht absolut gilt, sondern das eine schwächer und das andere stärker, und daß die Ausübung jedes Rechts gegen Werte aufzuwiegen ist, die dadurch zerstört werden.

Diese Einschränkung bringt uns sofort zu einer zweiten Antwort: Wenn wir zum Schluß kommen, daß die auf dem Spiel stehenden natürlichen Werte sehr hoch sind, die Entwicklungsmöglichkeiten jedoch sehr niedrig, weil die angestrebte Entwicklung unzutraglich ist, dann lautet eine mögliche Antwort indes: Nein, diese geschützten Gebiete sollen nicht entwickelt werden, auch wenn dort Menschen wie seit vielen Jahrhunderten in relativer Armut verbleiben oder, bei rascher Vermehrung, sogar noch ärmer werden. Wir sind nicht immer verpflichtet, menschliche Fehler auszumerzen, indem wir natürliche Werte opfern.

Noch einmal: Wir sollten so human wie möglich sein. Vielleicht ist irgendwoanders Entwicklung denkbar, und man hilft jenen Menschen einer eskalierenden Population, die dies möchten, dorthin zu übersiedeln. Tatsächlich haben wir es damit zu tun, wenn solche Menschen in Städte flüchten, obwohl sie dort oft genug bloß mit zusätzlicher Armut konfrontiert sind, die aus der erwähnten ungleichen Verteilung von Ressourcen resultiert. Wenn sie jedoch in diesen Gebieten mit ihrer hohen biologischen Vielfalt bleiben, so müssen sie den traditionellen Lebensstil ihr gegenwärtigen und vergangenen Verhältnisse beibehalten.

Werden dadurch Menschenrechte verletzt? Wo auch immer gesetzliche Bestimmungen gelten, wird den Menschen zum Schutz verschiedener sozialer und natürlicher Werte erklärt, was sie tun dürfen und was nicht. Grundbesitz etwa ist insofern beschränkt (bzw. "unvollkommen" in der Sprache der Juristen), als seine Ausübung mit den Rechten anderer Personen kollidiert. Unser aller Rechte sind durch das Leid begrenzt, das anderen zugefügt wird, und wir erlassen Gesetze, um dies (mit dem, was die Richter "Polizeigewalt" nennen) durchzusetzen. Umweltpolitik kann und sollte das Leid bemessen und polizeilich überwachen, das Menschen dem Boden zuftügen, auf dem sie leben. Auch ist es ganz richtig, daß Schutzreservate errichtet werden, um kulturelle, ökologische, wissenschaftliche, wirtschaftliche, historische, ästhetische, religiöse und andere Werte zu schützen, an welchen den Menschen hier liegt, ebenso aber Werte, die der Flora und Fauna in sich selbst zukommen. Solange nicht Naturgebiete zu solchen Reservaten werden, die den starken Druck in Richtung Entwicklung aufwiegen, gibt es in der Tat so gut wie gar keinen Naturschutz. Jedem Menschen auf Erden muß gesagt werden, daß er manche Gebiete nicht entwickeln darf.

Den Menschen wird nicht befohlen zu verhungern, wohl aber wird ihnen erklärt, daß sie sich nicht vor dem Hungertod retten können, indem sie die

Natur opfern, die durch Reservate geschützt ist – zumindest nicht über das Maß herkömmlicher Nutzungsweisen hinaus, welche die Artenvielfalt einer Landschaft belassen haben. Wenn jemand bereits in einer Gegend wohnt, in der die Entwicklung beschränkt wird, mag dies unfair erscheinen – und die Einladung, woanders hinzuziehen, als erzwungene Umsiedlung. Angesichts dessen, wie tatkräftig die vorherrschende ungerechte Verteilung des Reichtums andernorts erzwungen wird, ist eine Umsiedlung vielleicht schwierig.

Das Menschenrecht auf Entwicklung, auch für die Armen, ist zwar durchaus ernst zu nehmen, doch gilt es nicht schlechthin absolut, sondern es muß gegenüber anderen Werten, die auf dem Spiel stehen, abgewogen werden. Individuen sehen die Dinge aus lokaler Perspektive: Ein Bauer möchte z.B. nichts anderes als Getreide auf einem jetzigen Waldgebiet anbauen. Die Umweltethik sieht jedoch, daß die Folgen individueller Handlungen einander überlagern und über die Köpfe jener Individuen hinweg globale Änderungen bewirken. Eine solche Ethik muß also gewöhnlich im Interesse ökologischer und sozialer Güter dem individuellen Handeln Grenzen setzen. In der Regel erscheint dies grausam und unfair gegenüber den Individuen, die in solchen Zwängen gefangen sind. Dies ist jedoch die Tragödie der gewöhnlichen Menschen: Individuen können unter dem Druck des Augenblicks nicht weit genug vorausblicken, um nach vernünftigen ökologischen Maßstäben zu handeln. Eine soziale Politik ist also so zu gestalten, daß sie *alles* im Blick behält. Ökologie und Ethik sind gleicherweise gefragt und miteinander zu verknüpfen, wenn es darum geht, daß alle Stufen des Lebens angemessen berücksichtigt werden.

Jene Armen haben wohl nicht so sehr ein Recht, sich in jeder ihnen beliebigen Weise zu entwickeln, als vielmehr ein Recht auf eine ausgewogenere Verteilung der Güter auf dieser Erde, von denen wir – die Reichen – glauben, daß sie absolut uns gehören.

Unsere herkömmliche Konzentration auf Individuen und deren Rechte kann uns blind dafür machen, wie die Fehler (ebenso wie die Weisheit) der Eltern den Kindern zum Fluch (bzw. zum Segen) werden können – oder, wie es in den Zehn Geboten heißt, wie “die Schuld der Väter an den Söhnen, an der dritten und vierten Generation” verfolgt wird (vgl. Ex 20,5). All das hat eine zutiefst tragische Dimension, die durch die Verbindung menschlicher Schwächen mit ökologischen Tatsachen noch weiter verschlimmert wird. Wir haben wenig Grund zur Annahme, daß falsch verstandenes Mitleid, das jeden hungrigen Mund füttert, welche Folgen auch immer dies haben mag, die Tragödie lindern könnte. Ebenso wenig Grund haben wir jedoch zu denken, daß das Problem ohne weises Mitleid gelöst werden könnte, in dem die Liebe zu Menschen im Gleichgewicht mit der Liebe zur Natur steht.

Sollten das Ernähren von Menschen stets zuerst und das Retten von Natur zuletzt kommen? In Wirklichkeit stehen wir nie vor derart simplen Fragen. In der Praxis stehen wir vielmehr vor einer viel komplizierteren Fragestellung:

Wenn Menschen immer wieder zeigen, daß sie viele andere lohnende Werte (wie Weihnachtsgeschenke, höhere Bildung und Symphoniekonzerte) höher schätzen als das Ernähren von Menschen,
und wenn die entwickelten Nationen zum Schutz dessen, was sie schätzen, Grenzen errichten (bzw. Einwanderungsgesetze erlassen), um die Armen abzuhalten,
und wenn es eine ungleiche, ungerechte Verteilung des Wohlstandes gibt, gleichzeitig aber eine gerechte Verteilung zur Linderung der Armut verweigert wird,
und wenn zudem eine wohlthätige Umverteilung von gerechtfertigterweise ungleich verteiltem Wohlstand abgelehnt wird,
und wenn ein Fünftel der Weltbevölkerung weiterhin vier Fünftel der produzierten Güter konsumiert, die verbleibenden vier Fünftel jedoch nur ein Fünftel,
und wenn die Geburtenraten weiterhin derart eskalieren, so daß es aussichtslos erscheint, die Armut lindern zu können, weil in der nächsten Generation bloß noch mehr Arme existieren werden,
und wenn das Nutzland weiterhin derart unproduktiv eingesetzt wird, die noch unberührte Natur, die geopfert werden soll, aber ebenfalls nur wenig Aussicht auf Produktivität verspricht,
und wenn wesentliche natürliche Werte auf dem Spiel stehen, einschließlich der Ausrottung von Arten,

dann sollten wir nicht in jedem Fall zuerst Menschen ernähren, sondern vielmehr zumindest manchmal die Natur erhalten.

So manches "und" in dieser Konjunktion kann durch ein "oder" ersetzt werden, ohne daß die Behauptung dadurch unwahr würde (obwohl wir natürlich nicht ohne Bezug auf einen bestimmten Kontext sagen können, für wie viele das gilt). Die Logik hat dabei weniger mit einer Implikation zu tun als mit dem Abwägen von natürlichen wie menschlichen Werten und Unwerten sowie von menschlichem Recht und Unrecht in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Vermutlich wenden manche gegen diese Überlegung ein, sie berge in sich die Gefahr der Menschenfeindlichkeit und moralischen Gefühllosigkeit. Die Zehn Gebote verlangen von uns, daß wir nicht töten. Die Rettung von Natur kann jedoch nie etwas rechtfertigen, was dem Töten von Menschen gleich-

kommt. Das ist zwar richtig, doch gibt es auch eine andere Form des Tötens, die am Berg Sinai noch nicht vorstellbar erschien, nämlich eine, bei der die Menschen als Spezies der "Superkiller" fungieren: Durch Ausrottung werden nicht bloß Individuen getötet, sondern ganze Arten; sie tötet nicht nur distributiv, sondern kollektiv. Das Töten einer natürlichen Art bedeutet nicht bloß das Ende eines individuellen Lebens, sondern den Tod der Geburt. Eine historische Fortpflanzungslinie wird für immer beendet. Noch vor den Zehn Geboten, zu jener Urzeit, da die Natur ebenso gefährdet war wie heute, ist der Mythos von Noah angesiedelt. Damals scheint sich Gott mehr Sorgen um die Tierarten gemacht zu haben als um die Menschen, die so weit vom rechten Weg abgekommen waren. Im Neuen Bund, den Gott mit den Menschen über die verheißene Erde schließt, sind "alle Arten" von Tieren ausdrücklich eingeschlossen, "damit sie mit dir am Leben bleiben" (vgl. Gen 6, 19f.). Etwas Ungöttliches haftet also an einer Ethik, die dem evolutionären Nachzügler *Homo sapiens* zugesteht, arrogant das Wohlergehen seiner eigenen Art absolut zu setzen und das Wohlergehen aller anderen fünf Millionen Arten dafür zu opfern. Das Tötungsverbot ist so alt wie Kain und Abel, doch das älteste aller göttlichen Gebote ist, daß die Erde fruchtbar ist (vgl. Gen 1, 11f. & 22). Das Beenden der Schöpfung ist das zerstörerischste Ereignis, das überhaupt möglich ist, und wir Menschen haben kein Recht, das zu tun. Es ist nicht immer moralisch naiv, Natur zu erhalten; vielmehr kann sich dadurch unser Verständnis vertiefen, welchen Platz wir in der Ordnung aller Dinge einnehmen und welche Pflichten uns auf unserem ehrfurchtgebietenden Heimatplaneten zukommen.

Professor Holmes Rolston, III
Department of Philosophy
Colorado State University
Fort Collins, Colorado 80523/USA